

Freundschaft aus der Kinderperspektive

Seminar: Gruppenpsychotherapie mit Kindern und Jugendlichen

Seminarleiter: Dr. Brockmann

<u>Inhalt:</u>	Seite
1. Vorwort	3
2. Die Voraussetzungen für das Freundschaftschließen	4
3. Kinder verstehen Freundschaft	6
4. Die Funktionen	8
4.1 Allgemein	8
4.2 Kleinkindalter	10
4.3 Mittlere Kindheit	11
4.4 Adoleszenz	11
5. Fazit	13
Literaturverzeichnis	14

1. Vorwort

Kinderfreundschaften scheinen auf den ersten Blick oberflächlich bis unwichtig zu sein. Von außen betrachtet sind sie Spielkameraden und vertreiben sich gemeinsam besser die Zeit. Das ist eine richtige Beobachtung, doch sind Freunde gerade im Kindesalter von großer Bedeutung. Folglich gibt es verschiedene wichtige Fragen, aufgrund derer man das Thema Freundschaft in der Kindheit beleuchten kann. Drei Leitgedanken sollen in der Arbeit angesetzt werden: Voraussetzungen, Verständnis und Funktionen. Im ersten Teil geht es um die Fähigkeiten, die Kinder brauchen, um sozial kompetent zu sein und Freundschaften schließen zu können. Anschließend wird darauf eingegangen, was Kinder unter Freundschaft verstehen, wie differenziert sie diese in verschiedenen Entwicklungsstadien sehen und was ihnen daran wichtig erscheint. Der Schwerpunkt wird auf die Frage nach den vielschichtigen Funktionen und deren Entwicklung in verschiedenen Altersklassen gelegt. Es soll geklärt werden, welchen Nutzen Freundschaften von Kindern haben.

Eine Schwierigkeit, die bei der Literaturrecherche auffiel, ist die der Begriffsnutzung. Während bei vielen Autoren die Wörter Peer und Freund synonym benutzt werden, stellt Krappmann es anders dar. Er bezeichnet mit Peer nur weniger nahe Bekannte und nicht Freunde.¹ Hier soll der Begriff Peer jedoch als weitere Bezeichnung für Freund oder Freundesgruppe gebraucht werden.

¹ vgl. Krappmann, 1980, S. 364, 367

2. Die Voraussetzungen für das Freundschaftschließen

Es gibt Kinder, die gewinnen schnell Freunde, sind beliebt oder erlangen in jeder Gruppe nach kurzer Zeit eine Führungsposition. Anderen hingegen fällt schon die erste Kontaktaufnahme schwer und so bleiben sie häufig für sich allein.

Es liegt die Annahme nah, daß dieses Phänomen auf die unterschiedlichen Charaktere der Menschen zurückzuführen ist, die von der Natur vorbestimmt sind. Hinzu kommen allerdings auch erlernte Vorkenntnisse und Erfahrungen, die durch verschiedene Umwelten bei jedem Kind unterschiedlich gut ausgeprägt sind.

Beispielsweise ist ein Kleinkind mit einer guten Beziehung zu seiner Mutter fähiger, gleichaltrige Interaktionen zu unterhalten als solche mit einem schlechten Verhältnis zur Mutter.²

Damit Kinder den Aufbau von zwischenmenschlichen Beziehungen erlernen und üben können, ist ein regelmäßiger Kontakt mit Gleichaltrigen von klein auf sehr sinnvoll. Sie müssen sich unterschiedliche Strategien erarbeiten, die ihnen Zugang zu Kindern verschaffen. Wichtige Aspekte für erfolgreiche Freundschaften und Beliebtheit sind Hilfsbereitschaft, Sensibilität, Kreativität in Spiel und Aktivitäten sowie das Vermögen, Konflikte effektiv lösen zu können. Ebenso die positive Zuwendung zu anderen Kindern durch Lob und Anerkennung schafft einen Vorteil in Sachen Freundschaft. Doch auch bei allen guten Voraussetzungen kann es zur Ablehnung eines Kindes kommen. Hier liegt die Gefahr, daß jenes Kind die Schuld dafür bei sich selbst sucht und resigniert. Es ist folglich wichtig, daß Kinder die Stärke haben, sich durch Ablehnungen nicht entmutigen zu lassen und „dranbleiben“.³

„Verlangt wird eine gewisse ‚Soziabilität‘, also eine Disposition, Handlungspläne miteinander abzustimmen, und zwar ohne das Streben, einander zu *dominieren*, und mit dem Vorsatz, grundlosen Streit zu unterlassen.“⁴ Kooperation und Kompromißfähigkeit sind weitere Eigenschaften, die Freundschaftsbildungen fördern.

Eine Notwendigkeit in der Interaktion wird durch Oerter aufgezeigt, er benennt die Metakommunikation. Obwohl das Kommunizieren an sich natürlich für jedes Alter

² vgl. Rubin, 1980, S. 30

³ vgl. Rubin, 1980, S. 46, 49, 54

⁴ Krappmann, 1980, S. 370

bedeutsam ist, stellt die Metakommunikation für Kinder eine wichtige Ebene dar. Durch sie wird Spiel und Aktion unter den Kindern koordiniert, wobei es sich dabei um non-verbale über indirekte bis hin zu expliziter Sprache handeln kann.⁵

Von großer Bedeutung für die soziale Kompetenz des Kindes ist die individuelle Möglichkeit des Perspektivenwechsel. Ein Kind, das sich in seine Kameraden gut eindenken kann und sich entsprechend einfühlsam verhält, sammelt schnell Beliebtheitspunkte. Es ist nicht ganz klar, ob Kinder die Perspektivenübernahme erst im Kontakt mit anderen erlernen oder ob es sich um eine schon im Elternhaus erlernte Fähigkeit handelt.⁶

„Von vornherein gut integrierte Kinder bringen wahrscheinlich schon günstige Voraussetzungen mit und profitieren dann auch von der intensiven Sozialerfahrung mit Gleichaltrigen im Hinblick auf ihre weitere Entwicklung.“⁷

⁵ vgl. Oerter/ Montada, 1998, S. 259

⁶ vgl. Krappmann, 1980, S. 368

⁷ Krappmann, 1980, S. 370

3. Kinder verstehen Freundschaft

Erwachsene Menschen haben ein recht differenziertes Verständnis von Freundschaft, zumindest ist es für viele nicht möglich, ihre Vorstellungen dazu in einem einzigen Satz zu formulieren. Bis zu dem Punkt bedarf es allerdings umfangreicher Entwicklung und eines Erfahrungsschatzes, den Kinder noch nicht besitzen. Es ist verständlich, daß sie in verschiedenen Altersstufen unterschiedliche Auffassungen darüber haben, was Freundschaft bedeutet.

Bis zum ersten Lebensjahr gibt es kaum Interaktionen zwischen Gleichaltrigen, lediglich „objekt-zentrierte“ Kontakte kommen gelegentlich zustande. Erst im zweiten Jahr entwickeln sich erste Beziehungen durch Blicke, Lächeln und Berührungen. Es können auch schon in dem Alter Bevorzugen bestimmter Spielpartner beobachtet werden, die als Freundschaften eingeordnet werden. Bei der Wahl ist die Ähnlichkeit des anderen in Temperament, Neigung und anderen Charakterzügen ausschlaggebend. Nach zwei Jahren haben Kinder die erste Vorstellung über den Begriff Freund als jemanden, den man kennt und mit dem man Aktivitäten unternimmt. Spätestens mit drei Jahren ist Freundschaft für die meisten Kinder von Bedeutung. Zu jenem Zeitpunkt ändert sich auch das Spielverhalten von reinen Paarbeziehungen zur Gruppenbildung. Beziehungen unter Kleinkindern haben besondere Qualität. Sie erkennen sich gegenseitig als ähnlich an, treffen zum ersten mal jemanden, der wie sie selbst ist. Das ist ein Gefühl, welches die Eltern, normalerweise die einzigen Bezugspersonen bis dahin, nicht vermitteln konnten.⁸ Nach Krappmann unterscheiden Kinder in der mittleren Kindheit immer stärker zwischen Bekannten und festen Freundschaften, die für sie mehr Vertrauen und gegenseitige Unterstützung bedeuten. In dieser Phase hat die Wichtigkeit der Gruppe für das Kind den höchsten Punkt erreicht.⁹ Oerter und Dreher schließen sich der Meinung an, daß Kinder in dem Alter sich am stärksten mit der Peergruppe identifizieren. Auch Konformitätsdruck und Angst vor Anerkennungsverlust sind am höchsten im Alter von zwölf bis dreizehn Jahren.¹⁰

⁸ vgl. Rubin, 1980, S. 10, 24, 29, 30, 32, 83

⁹ vgl. Krappmann, 1980, S. 358, 365

¹⁰ Oerter/ Montada, 1998, S. 299, 375

Mit der Entwicklung sehen Kinder ihre Freunde immer weniger physisch und ziehen hingegen häufiger psychische Attribute des Partners hinzu, so daß die gegenseitigen Beurteilungen tiefgründiger werden. Vorhandene Unterschiede der Freunde werden mit der Zeit besser bewältigt oder sogar als ergänzend erlebt. Die Dauer einer Freundschaft ist bei kleinen Kindern uninteressant, sie kündigen sie bei kleinen Streitereien und erneuern sie alsbald wieder. Erst ältere Kinder begreifen ihre Freundschaften als langfristig und sind auch eher zur positiven Konfliktbewältigung bereit. Eindeutig kann man das entstehende Interesse an Freundschaften nicht erklären. Es gibt die Theorie, es handele sich dabei um Nachahmung der Gesellschaftszustände, in denen Kindern Freundschaftsbeziehungen vorgelebt würden. Doch tendieren Fachleute mehr zu der Annahme, daß Kinder den Drang zu Freundschaften grundsätzlich von selbst spüren.¹¹

In der mittleren Kindheit kommt es zur Separierung von Jungen und Mädchen in je eigene Peergruppen. Oerter und Dreher weisen auf das gesteigerte Angst- und Eifersuchtgefühl von Mädchen mit dreizehn bis vierzehn Jahren hin, die durch die typischen Paarfreundschaften bei ihnen erklärbar sind. Die Autoren sind der Meinung, daß Mädchen ihre Freundschaften für wichtiger halten als Jungen es tun.¹²

Eine deutliche Übersicht der Verständnisenwicklung von Kindern in bezug auf Freundschaft liefert Rubin. Grob einteilen lassen sich danach zwei Auffassungen von Kindern über Freundschaft. Kleinkinder bis fünf Jahre sehen Freunde als Spielkameraden und beziehen dies nur auf die Dauer der Interaktion, während Intimität keine Rolle spielt. Ältere Kinder, besonders mit elf oder zwölf Jahren, sehen in Freundschaften vor allem psychologische Aspekte wie Unterstützung, Vertrauen, Gemeinsamkeiten und Intimität. Freundschaft ist für sie etwas von Dauer und baut sich erst auf, indem man den anderen langsam kennenlernt. Bei Mädchen ähnelt Freundschaft meist sogar einer exklusiven Liebe. Innerhalb dieser Phasen gibt es zwei weitere Stufen. Zwischen dem sechsten und achten Lebensjahr macht Rubin die „Einweg-Unterstützung“ fest. Die Aktionen des Partners müssen gefallen und die Kinder akzeptieren die Neigungen des anderen. Auf der nächsten Stufe von neun bis zwölf, der „Schönwetter-Kooperation“, erkennen Kinder die Bedürfnisse des anderen, doch bleiben Freundschaften noch nicht von Dauer. Von Stufe zu Stufe entwickeln Kinder ein exzentrischeres Denken und erfahren, daß Freundschaft ein

¹¹ vgl. Rubin, 1980, S.40, 41, 45, 66

Wechsel zwischen verschiedenenden Menschen ist.¹³

¹² vgl. Oerter/ Montada, 1998, S. 377

¹³ vgl. Rubin, 1980, S. 34-38

4. Die Funktionen

„Freundschaften sind für Kinder oft die Quellen ihrer höchsten Freuden und ihrer tiefsten Frustrationen.“¹⁴

Einige Vermutungen besagen, daß Peerbeziehungen besonders in der mittleren Kindheit von Bedeutung sind. Bei jüngeren Kindern sind im allgemeinen die Eltern der stärkere Bezugspunkt und ältere Kinder in der Adoleszenz konzentrieren sich mehr und mehr auf Zweierbeziehungen.¹⁵

Der Grund, weshalb Freundschaften in der Kindheit so wichtig sind, ist unter anderem das Gefühl der Ähnlichkeit, das Erwachsene Kindern nicht geben können. Oft sind Kinder sich gegenseitig eine bessere Hilfe, „[...] indem sie einander Gelegenheit zum Erlernen sozialer Fertigkeiten verschaffen, soziales Vergleichen erleichtern und ein Gefühl der Gruppenzugehörigkeit fördern.“¹⁶ Ähnlichkeiten bei anderen zu erkennen festigt das eigene Selbstvertrauen, da man sich mit seinen Eigenschaften nicht alleine fühlt. So werden Freunde im allgemeinen auch nach solchen Gesichtspunkten ausgesucht, sei es in der Größe, Intelligenz oder dem Reifegrad.¹⁷

4.1 Allgemein

Die Funktionen von Freundschaft sind bei Erwachsenen wie Kindern sehr vielseitig und bei jeder Beziehung unterschiedlich stark ausgeprägt. Oft stehen hinter einer Verbindung von Kindern Werte wie Kompetenzsteigerung im sozialen Umgang, Orientierungsmöglichkeiten und Selbstfindung durch den Vergleich an Gleichartigen sowie auch ein sozialer Ausgleich zum Elternhaus.¹⁸

Im Spiel erlernen Kinder kooperativ zu agieren und ihre Gefühle wie Aggression zu kontrollieren. Dabei sind sie einander Modelle und geben Verhaltensunterstützung und gegebenenfalls -korrekturen. Kinder vergleichen sich mit ihren Freunden, um ein

¹⁴ Rubin, 1980, S. 10

¹⁵ vgl. Beerlage, 1993, S. 13

¹⁶ Rubin, 1980, S. 11

¹⁷ vgl. Rubin, 1980, S. 64, 65

¹⁸ vgl. Beerlage, 1993, S. 16, 17

Selbstverständnis zu entwickeln, das zunächst physischer Art ist und erst später die geistige Komponente integriert. Ein interessantes Phänomen ist die Moralentwicklung, die schon bei sehr kleinen Kindern einsetzt. Im Spiel stellen sie Regeln und Prinzipien auf, die es nicht zu verletzen gilt. Das Gefühl von Moral wird weiter ausgebildet durch das im Laufe der Jahre erweiterte Freundschaftsverständnis von Kindern. Umstritten ist allerdings die Frage, ob moralisches Denken rein auf Erfahrungen der Kinder basiert oder von Erwachsenen vermittelt wird. Eine eigenständige Erkenntnis des Kindes von Moral scheint jedoch mindestens notwendig zu sein, damit Erklärungen von außen fruchten können.¹⁹ Abgesehen von den Einzelfreundschaften kann gerade die Peergruppe wertvolle Effekte haben. Die Zugehörigkeit des Kindes zu einer Gruppe fördert die Entwicklung des Sozialverhaltens, sowie das Gleichheits- und Gerechtigkeitsverständnis.²⁰ Parson hebt innerhalb der Peergruppe die rollenfreie, gleichberechtigte Interaktionsmöglichkeit hervor, die innerhalb der Familien- oder Gesellschaftsordnung nicht möglich ist.²¹ Das Thema der ungleichaltrigen Freundschaften ist ein ganz eigenes Kapitel der Sozialisation und soll an dieser Stelle nur kurz erwähnt sein. Nach Rubin ersetzen Freunde anderen Alters Gleichaltrige nicht, sie ergänzen sie lediglich. Wichtig dabei, so Rubin, ist die Ebenbürtigkeit, das heißt die ähnliche Reife der Beteiligten.²² Gerade die Bedingung macht deutlich, daß Kinder unterschiedlichen Alters in jedem Fall Gleichaltrige ersetzen können, ohne daß Entwicklungsdefizite auftreten. Schwierig wird es lediglich, wenn Entwicklungssprünge einsetzen, wie beim Eintritt in die Pubertät. Prinzipiell sind Freunde unterschiedlichen Alters von Vorteil, da jüngere von der Führung des anderen profitieren und ältere Kinder Verantwortung übernehmen können. Auch der Verlust von Freundschaften kann die Gesamtentwicklung positiv beeinflussen, wenn sich das Kind anschließend neuen Spiel- und Interaktionsmöglichkeiten erfolgreich öffnet.²³

Im Folgenden wird eine nähere Ausführung der Freundschaftsfunktionen in verschiedenen Altersgruppen dargelegt.

¹⁹ vgl. Krappmann, 1980, S. 358, 370-373

²⁰ vgl. Oerter/ Montada, 1998, S. 295

²¹ vgl. Krappmann, 1980, S. 361

²² vgl. Rubin, 1980, S. 106

²³ vgl. Rubin, 1980, S. 72

4. 2 Kleinkindalter

Für Außenstehende ist es nicht ganz einfach zu erkennen, daß schon im Kleinkindalter wichtige Freundschaftsbünde entstehen.

Schuld daran ist zum großen Teil das unausgebildete Sprachvermögen des Kindes.

Beerlage erklärt, daß Kinder erst durch den Erwerb von kognitiven und sprachlichen Kompetenzen erste Schritte heraus aus dem isolierten Spiel machen.²⁴ Die wichtige Aufgabe der Sprache verdeutlicht Rubin ebenfalls und stellt fest, daß

Kleinkindinteraktionen im zweiten Lebensjahr seltener um ihrer selbst willen als vielmehr zu bestimmten Zwecken stattfinden. So kommt es eventuell zu einem Zusammenspiel zweier Kinder, die aber nur am gleichen Spielzeug interessiert sind und nicht aneinander.²⁵

Das gemeinsame Spiel besonders in der Gruppe kann soziale Fehlentwicklungen durch das Elternhaus wie Verwöhntheit ausgleichen und so auf die reale Gesellschaft besser vorbereiten.²⁶ Krappmann weist darauf hin, daß Erwachsene und besonders die Eltern ein

Kind rücksichtsvoller behandeln. Erst beim Kontakt mit Gleichaltrigen muß es sich den sozialen Anforderungen der Gemeinschaft stellen. Die Eltern-Kind-Beziehung ist eher durch ein konformes Verhalten der Eltern bestimmt, in der Gruppe von Kindern wird hingegen Gegenseitigkeit und Teilen großgeschrieben. Hier muß das Kind erstmals Lösungen ohne elterliche Hilfe finden und kann sich im sozialen Umgang entwickeln.²⁷

Das bisherige Wissen über die soziale Ordnung wird dabei weiter ausgeprägt. Kannte das Kind bislang nur die Rangordnung innerhalb der Familie, wo es oftmals im Mittelpunkt steht, erlebt es nun eine neue. In Peergruppen herrschen eigene hierarchische Strukturen, in die sich ein Kind eingliedern muß. In dem Zusammenhang können Kinder erleben, wie es ist, Macht über andere zu haben oder dementsgegen kontrolliert zu werden.²⁸

²⁴ vgl. Beerlage, 1993, S. 19

²⁵ vgl. Rubin, 1980, S. 26, 27

²⁶ vgl. Rubin, 1980, S. 15

²⁷ vgl. Krappmann, 1980, S. 355, 356

²⁸ vgl. Beerlage, 1993, S. 20

4. 3 Mittlere Kindheit

Im Alter von ungefähr sechs bis dreizehn Jahren spricht man von der mittleren Kindheit. In dieser Zeit verändert sich Verständnis und Aufgabe der Freundschaft wesentlich. Zu Beginn bedeutet sie für das Kind ein Nehmen und Geben im Spiel direkt, später auch auf eine längere Zeitspanne verteilt. Erst zum Ende hin denken Kinder auch auf emotionaler Ebene an Freundschaft.²⁹

Mead beobachtet Kompetenzaneignung durch Perspektivenübernahme im Play und Game, also zunächst im freien und schließlich im geregelten Spiel.³⁰ Eine Ergänzung Piagets dazu ist das Verständnis des Kindes von der eigenen Perspektive als subjektive. Die Wichtigkeit Gleichaltriger begründet Freud mit der Notwendigkeit, „desexualisierte Objektbeziehungen“ herzustellen, die anhand sozialer Problemstellungen dem Kind zu Entwicklungsschritten verhelfen.³¹

In dem Abschnitt der Kindheit, davon sind zahlreiche Autoren überzeugt, ist die Bedeutung der Peergruppe für Kinder am größten. Sie gibt dem einzelnen ständig Rückkoppelung über sein soziales Verhalten.³² Ganz bewußt werden Nichtmitglieder ausgegrenzt, um Mitglieder zu verbünden. Die Peergruppe stellt ein zentrales Identifikationsmoment für das Kind dar.³³

4. 4 Adoleszenz

Das Hauptmerkmal des Jugendlichen ist die Schwierigkeit der Entwicklungszuordnung. In der Gesellschaft sind Jugendliche keine Kinder mehr und doch noch keine Erwachsenen. Für Menschen in dem Alter heißt das einige Jahre der Orientierungslosigkeit und Identifikationsversuche. Naheliegend ist, sich mit ihresgleichen eng zusammenzutun, um gemeinsam Lösungen zu finden. So meint auch Beerlage, daß die Peerbeziehungen für

²⁹ vgl. Oerter/ Montada, 1998, S. 299

³⁰ vgl. Beerlage, 1993, S.14

³¹ vgl. Krappmann, 1980, S. 359, 360

³² vgl. Oerter/ Montada, 1998, S. 296

³³ vgl. Rubin, 1980, S. 86

Jugendliche einen Rückhalt im Zwiespalt zwischen Kind und Erwachsenem bedeuten.³⁴ Gleichzeitig unterstützen sie die Abnabelung von den Eltern und schützen bei der Autonomiegewinnung vor Verlust der Sozialbeziehungen.³⁵ Aufgrund der Unsicherheit ist diese Lebensspanne mit umfangreichen Emotionen versehen, die von höchsten Glücksgefühlen bis hin zu tiefsten Depressionen reichen. Die Freundschaftsqualität verändert sich entsprechend. „So dienen Freundschaften mehr und mehr, das heißt vor allen Dingen in der mittleren Adoleszenz als Medium der Selbstoffenbarung (selfdisclosure). Die wechselseitige Rückmeldung von Verständnis, Vertrauen und Verlässlichkeit stabilisiert zudem die Identität [...]“.³⁶ Werte wie Einsamkeitsbewältigung, Ausprobieren von Verhaltensweisen und Selbstreflexion sind somit Kennzeichen der Adoleszenz.

Hinzu kommt eine geschlechtsspezifische Unterscheidung der Art von Peers. Jungen scheinen mehr interessiert an Gruppenbildungen zu sein, in denen sie ihre Stärke beweisen und aktiv gegen die Erwachsenenwelt rebellieren. Mädchen dagegen suchen Freundschaften auf emotionaler Basis, deren Vorzüge Vertrautheit und Intimität sind. Daher kommt es bei ihnen öfter zu Paarbildungen.³⁷ Oerter erkennt darin eine Vorbereitungsfunktion für die spätere gegengeschlechtliche Paarbeziehung. Außerdem dienen Peergruppen häufiger als Mittel, das andere Geschlecht kennenzulernen.³⁸ Ein sehr interessantes Untersuchungsergebnis stellt wiederum Oerter vor. Jugendliche, die eine Zeitlang nach Normen leben, die besonders stark von jenen der Gesellschaft abweichen, gliedern sich danach meistens gut und unproblematisch in das normale Erwachsenenleben ein.³⁹ Es untermauert die weitläufige Meinung, Jugendliche müßten sich „Austoben“ um letztlich auf den richtigen Weg zu kommen.

³⁴ vgl. Beerlage, 1993, S. 21

³⁵ vgl. Oerter/ Montada, 1998, S. 369, 370

³⁶ Oerter/ Montada, 1998, S. 376

³⁷ vgl. Rubin, 1980, S. 95

³⁸ vgl. Oerter/ Montada, 1998, S. 379

³⁹ vgl. Oerter/ Montada, 1998, S. 373

5. Fazit

Eindeutig widerlegt ist die Auffassung, Kinderfreundschaften seien von oberflächlichem Charakter. Sie haben eine umfangreiche Palette an Funktionen, die sich mit dem Alter vergrößert. Freunde unterstützen einander in der individuellen Entwicklung in jeglicher Hinsicht. Auffallend ist, inwieweit Freundschaften Kinder auf die Gesellschaft mit ihren Normen vorbereiten. Es existieren zwar Studien, die auch negative Eigenschaften von Freundschaften aufzeigen, doch überwiegen eindeutig positive Ergebnisse.

Um Kindern den ersten Kontakt mit Gleichaltrigen zu erleichtern, können Eltern ihnen schon zu Hause einige Grundlagen des sozialen Umgangs mitgeben.

Nicht zu vergessen ist, daß Kinder untereinander oft mehr geben können als Erwachsene, so daß Kinderfreundschaften nicht nur zu empfehlen sind. Sie sind unbedingt notwendig für eine gesunde, normgerechte Entwicklung des Menschen.

Literaturverzeichnis

Beerlage, Irmtraud: Beliebtheit. Komponenten eines Alltagsbegriffes aus der Sicht von Kindern und Jugendlichen. München Wien 1993.

Krappmann, Lothar: Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen. 1980. In: Hurrelmann, Klaus/ Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim Basel 1991.

Oerter, Rolf: Kindheit. In: Oerter, Rolf/ Montada, Leo (Hrsg.): Entwicklungspsychologie. Weinheim 1998.

Oerter, Rolf/ Dreher, Eva: Jugendalter. In: Oerter, Rolf/ Montada, Leo (Hrsg.): Entwicklungspsychologie. Weinheim 1998.

Rubin, Zick: Kinderfreundschaften. 1980. In: Bruner, Jerome/ Cole, Michael/ Lloyd, Barbara (Hrsg.): Das Kind und seine Entwicklung. Heilbronn 1981.